

# Sichtbeton, Faserzement und Glas Kulturdenkmale der 1960er und 1970er Jahre

*Markant und oft stadtbildprägend dominieren Bauten der 1960er und 1970er Jahre so manche baden-württembergische Stadt. Eine Vielzahl von Verwaltungsgebäuden, Kirchen, Schulen, Hochschulen und verdichteten Wohnbauten entstand in diesem Zeitraum. Ihr Äußeres prägen Sichtbeton, Faserzement und Glas. Kühne Architekturen wurden mit viel Experimentierfreude geschaffen. Sie haben neue, ja besondere Qualitäten. Aufgabe der Denkmalpflege ist es, aus der großen Zahl der Bauten insgesamt die bedeutenden und authentisch überlieferten als Kulturdenkmale herauszufiltern.*

Simone Meyder

## Wohnen, Verwalten, Predigen und Lehren

Das Erscheinungsbild der Bauten der 1960er und 1970er Jahre ist mal skulptural, mal kubisch streng. Mit ihrer schieren Größe und Baumasse sind sie nicht zu übersehen. Sie sind modern in Konstruktion und Materialität. Ganz unterschiedliche Materialien gehen eine kunstvolle Verbindung ein. Der Beton wird endgültig salonfähig und zeigt sein Gesicht, besser noch, seine vielen Gesichter. Er wird schalungsrau verarbeitet, virtuos in verschiedenen Korngrößen oder als Waschbeton eingesetzt. Ein bewusstes Spiel mit den Wirkungsmöglichkeiten des Materials Beton entsteht. Die Räume sind mal lichtdurchflutet, mal gegen die Außenwelt abgeschirmt. Ihre Fassaden öffnen sich in Stahl und Glas. Glas wird nicht nur als Öffnung verstanden, sondern als Hülle. Systembau und Moduleinsatz sind die entscheidenden Stichworte, aus denen sich neue Freiheiten in der Grundrissgestaltung ergeben. Konstruktionen sind Teil der Gestaltung, ein Spiel mit geometrischen Formen gehört dazu. Offene große Treppenhäuser prägen beispielsweise die neuen Schulen und Rathäuser. Selbstbewusste Architekten schaffen kühne Architekturen zum Teil mit edler Ausstattung. Die Individualität der architektonischen Formensprache zeigt sich im Umgang mit Konstruktion, Material, Materialbearbeitung. Die Bauherrenwünsche werden möglichst variantenreich bedient.

Den beeindruckenden Wohnungsbau der 1960er und 1970er Jahre kennzeichnen Wohnanlagen mit großer Dichte und innovativen Grundriss- und Erschließungsideen. Neue Gebäudetypen wie das Terrassen- und Wohnhügelhaus werden ent-

wickelt. Die Planer experimentieren und generieren in der Höhe gestaffelte oder mäandrierende dichte Strukturen mit hoher Wohnqualität. Bei kleineren Anlagen gehören Freiräume sogar zu jeder Wohneinheit.

Nicht nur im Wohnungsbau hat der Bauherr mehr denn je das Wort. Die selbstbewussten neuen Auftraggeber wie beispielsweise Kommunen wollen, dass demokratisches Verwaltungshandeln auch

*1 Strukturierte Betonpflanztröge im Kontrast mit den dunklen Faserzementplatten an den Terrassen der „Hemminger Himmelsleitern“ (Paul Stohrer, 1971–1974).*



2 Terrassenhäuser in Waiblingen-Neustadt: in der Höhe gestaffelte individuelle Zugänge zu jeder Wohnung (Kammerer und Belz, 1971–1972).

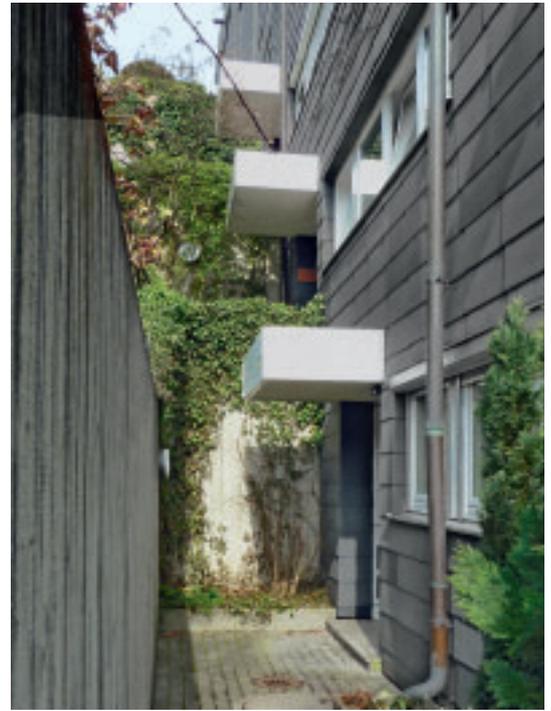
architektonisch greifbar wird. Der Ratssaal tritt am Außenbau hervor, gezeigt wird die gelebte Mitbestimmung. Diese skulpturalen Qualitäten sind Zeichen urbanen Stolzes. Sie lösen bisherige Würdeformeln wie Rathausurm mit Uhr und Glockenspiel ab. Verwaltungsbauten privater Unternehmen setzen auf Entwürfe renommierter Architekten. Ihre Experimentierlust und die Offenheit der Bauherren gegenüber Neuem bringen innovative Gestaltungslösungen hervor.

Kirchen müssen keine Satteldächer und keine Türme mehr haben. Die Architekten wenden sich bewusst neuen Möglichkeiten zu. Es entstehen großzügige Gemeinschaftsräume. Sowohl in den evangelischen wie auch in den katholischen Gemeinden ist die räumliche Nähe zum Altar ein wichtiges Kriterium. Die Gemeinde soll am liturgischen Geschehen teilhaben. Im Kirchenbau entwickelt sich in diesem Zeitraum ein bisher nie da gewesener Formenreichtum. Die Klarheit der Materialien steht dabei prägnant im Vordergrund.

Im Schulbau sind differenzierter Unterricht, das heißt Fachräume, Werkstätten und Informationsräume erwünscht und neue Raumkonzepte erforderlich. Das Ausbildungsniveau soll durch vermehrte und verbesserte Schulbildung angehoben werden. Es entstehen neue Schultypen und Schulzentren. Flexibilität und Variabilität in einem kompakten und funktionalistischen Bauwerk bringen die vorgefertigte, modulare Systembauweise in den Schulbau. Nach 1974 werden vor allem Schulzentren errichtet, in denen mehrere Schultypen untergebracht sind.

Mit mehr Abiturienten steigt auch die Zahl der Studenten stetig an. Campusuniversitäten entstehen, die neue Infrastruktur wie Mensen, Bibliotheken und Wohnheime bieten. Auch Bauwerke für spezielle Fachrichtungen erweitern das Bildungsspektrum. Für die Masse von Studenten werden in

3 Terrassenhaus Schnitz in Stuttgart-Neugereut: individuelles Wohnen im faserzementverkleideten „Nur-Dach-Haus“ (Faller und Schröder, 1973–1974).



zahlreichen Kleinstädten Hochschulen und Fachhochschulen gegründet.

Allen Bauaufgaben gemeinsam ist das Kombinieren und Zusammenziehen von verschiedenen Funktionen. Das Rathaus wird zum Verwaltungszentrum mit Polizeistation, Bücherei und Bank. Großsiedlungen haben sogar ihr eigenes Einkaufszentrum sowie Schule und Kirche. Es entstehen Gemeindezentren mit Kirche, Gemeindehaus, Pfarrhaus und Kindergarten. Turnhalle, Musiksaal oder Aula einer Schule werden am Abend Veranstaltungsraum für die Kommune. An einem Ort gebündelt bieten Campusuniversitäten alle studentischen Einrichtungen.

Diese Bauten zum Wohnen, Verwalten, Predigen und Lehren stehen manchmal mitten im Ortskern, öfter auch an der Peripherie der Stadtgefüge. Für manch einen sind sie heute eine Art optischer Stolperstein. Ein Klotz am Bein sollten die herausragenden Bauten der Boomjahre in keinem Fall sein.

### Viel diskutiert

Die Architektur der 1960er und 1970er Jahre ist ein überaus aktuelles und viel diskutiertes Thema. Zahlreiche Fachtagungen haben diesen Zeitraum zum Inhalt. 2011 gab der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz als Ergebnis einer Tagung in Bergisch Gladbach-Bensberg eine Handreichung für den Umgang mit dieser Architektur, die so genannte Charta von Bensberg, heraus. Sie fordert dazu auf, „sich für einen sachgerechten und respektvollen Umgang mit dem jüngeren historischen Erbe unserer Städte einzusetzen, ein überregionales Bewusstsein für die schöpferischen Leistungen der Baukultur der



1960er und 1970er Jahre zu schaffen und denkmalgerechte Erhaltungsstrategien für wichtige Zeugnisse jener Epoche zu entwickeln.“ Seit 2012 gab es neben einer Tagung in Berlin auch zwei Tagungen in Baden-Württemberg. „Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre“ war das Thema einer vom Bund Heimat und Umwelt in Reutlingen organisierten Fachtagung. Und im Juni 2013 veranstaltete das Forum Alte Stadt in Nagold eine Tagung zu Bauten der 1960er und 1970er Jahre in Klein- und Mittelstädten. Ergänzt werden diese Veranstaltungen durch Ausstellungen und Publikationen.

Der große Sanierungsdruck, der diese Bauten erreicht hat, wird zu grundlegenden gestalterischen Veränderungen führen. Der Baubestand wird energetisch saniert, umgestaltet oder abgerissen. Damit ist es höchste Zeit, die bauhistorisch bedeutenden Gebäude zu erkennen, zu benennen, ihre Denkmalwerte zu erarbeiten und zu vermitteln.

### Projekte der Inventarisierung im Regierungsbezirk Stuttgart

Um die qualitätvollen und bestüberlieferten Bauwerke möglichst zeitnah zu erkennen und als Kulturdenkmale herauszusieben, hat das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart seit 2009 verschiedene Projektaufträge an externe Partner vergeben. Ziel war es, jeweils einen bauhistorischen Überblick über eine bestimmte Bauaufgabe der 1960er und 1970er Jahre zu erhalten. Im Anschluss werden die Kulturdenkmale nach den Kriterien des Denkmalschutzgesetzes ausgewählt.

Pilotprojekt war ein Auftrag zum verdichteten Wohnungsbau der 1960er und 1970er Jahre im Regierungsbezirk Stuttgart. Das Projekt sowie



4 Betonsichtige Trepenskulptur im Rathaus Bissingen (Roland Oestertag, 1965–1968).

exemplarische Baudenkmale dieser Gattung wurden in den Heften 2/2011 bis 2/2012 des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege vorgestellt. Die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit des Landesamtes für Denkmalpflege und der Hochschule für Technik Stuttgart konnten zudem in der Publikation „Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart“ vertieft dargestellt und gewürdigt werden. Die Kulturdenkmale der Bauaufgabe verdichteter Wohnungsbau sind damit benannt. Die Vermittlung der wissenschaftlichen Ergebnisse des Projektes war grundlegender Bestandteil des inventarisatorischen Wirkens.

Diesem Pilotprojekt folgten Aufträge zu öffentlichen und privaten Verwaltungsbauten, Kirchen, Schulen sowie Universitäts- und Hochschul-



5 IBM-Hauptverwaltung in Stuttgart-Vaihingen: Flachdachkuben in Stahlskelettbauweise mit vorgehängten Balkonen (Egon Eiermann, 1967–1972).



6 Zürich-Vita-Versicherungsgebäude in Stuttgart mit schallabsorbierender Fassade aus vorgespanntem, rahmenlosem Glas (Wilfried Beck-Erlang, 1963–1965).

gebäuden. Für den Regierungsbezirk Stuttgart liegen damit zu wichtigen Bauaufgaben der 1960er und 1970er Jahre bauhistorische Bewertungen vor. Doch was sind die Kriterien, die Kulturdenkmale der 1960er und 1970er Jahre erfüllen müssen? Wie sehen sie aus? Exemplarisch sollen im Folgenden einige Kulturdenkmale mit ihren für die jeweilige Bauaufgabe typischen Charakteristika vorgestellt werden.

### Wohnen

Faserzement und strukturierter Beton prägen die eigenwillige und ausdrucksstarke Erscheinung der zwölfgeschossigen, in sich gedrehten Terrassenhochhäuser in Hemmingen (Abb. 1). Großzügige Pflanztröge gewähren Schutz vor Einblicken auf die darunterliegenden Terrassen. Die mit dunklen Faserzementplatten verkleideten Außenwände setzen sich gegen die hellgrauen, vertikal strukturierten und schräg nach außen geneigten Betonbrüstungen der Pflanztröge ab. Die „Himmelleitern“ sind Architekturskulpturen, 1971 bis 1974 nach Plänen von Paul Stohrer erbaut. Beispielhaft für das gehobene Wohnen im verdichteten Wohnungsbau sind die Reihen- und Ter-

rassenhäuser in Waiblingen-Neustadt, 1971 bis 1972 vom Büro Kammerer und Belz errichtet (Abb. 2). Durchdachte Funktionalität, hohe Individualität und qualitätvolle Gestaltung sind hier im Entwurfskonzept vorbildlich verbunden. Maximale Besonnung, Grünraum und Flexibilität für jede Wohnung wurden als Planungsziel exemplarisch umgesetzt.

Wohnexperimente wie das Terrassenhaus „Schnitz“ (Abb. 3) im Stuttgarter Stadtteil Neugereut vom Büro Faller und Schröder (1973–1974) sind mit der Umsetzung des partizipatorischen Planungsprinzips ein Vorzeigeprojekt für ein neues, selbstbestimmtes Bauen. Auch in seiner gebauten Gestalt ist der „Schnitz“ ein Experiment. Ein überdimensionales „Nur-Dach-Haus“ in Form eines liegenden dreiseitigen Prismas ist vom Boden bis zum First mit Eternitschindeln verkleidet, terrassenartige Freiflächen sind in die Dachhaut eingeschnitten.

### Verwalten

Repräsentationsbewusstsein im Verwaltungsbau, dies zeigt sich beim Rathaus der Gemeinde Bisingen von Roland Ostertag. Sichtbeton ist das bestimmende Material des 1965 bis 1968 errichteten viergeschossigen Kubus. Der blau gekachelte Ratssaal kragt weit nach Südwesten vor. Im Innern wird das Rathaus durch die große Halle mit der alle Geschosse erschließenden Treppe bestimmt (Abb. 4). Kunstvoll wird auch hier der Sichtbeton inszeniert.

Private Unternehmen setzten bei ihren Verwaltungsbauten auf renommierte Architekten. Für die IBM-Hauptverwaltung in Stuttgart-Vaihingen legte Egon Eiermann mit seinem Büro 1967 den Entwurf für drei über quadratischem Grundriss errichtete, drei- und vierstöckige Pavillons vor (Abb. 5). 1983 bis 1984 wurde er durch einen vierten Kubus erweitert. Die in Stahlskelettbauweise konstruierten Flachdachbauten sind über mehrstöckige filigrane verglaste Brückengänge verbunden und in das von Wald umgebene, direkt an der Autobahn gelegene Gelände integriert. Im Gefüge wird die Suche nach Einfachheit, nach aus der Konstruktion entwickelten Formen deutlich. Fein profiliertes weißes Gestänge und dunkelgraues Stahlgerüst kombiniert mit Glas sowie dunkelbraune Fenster- und Brüstungselemente aus Teakholz bestimmen das Äußere.

Wie ganz aus Glas wirkt die Fassade des Zürich-Vita-Versicherungsgebäudes in Stuttgart (Abb. 6). Eine Schale aus vorgespanntem, rahmenlosem Glas dient hier als vorgehängte, den Schall absorbierende Fassade. Im Inneren des langgestreckten, siebengeschossigen Stahlskelettbaus werden flexibel nutzbare Büroräume erschlossen. Die Tiefe der wärme- und schalltechnischen Zone zwischen

Innen- und Vorhangsfassade musste hier mangels Vorbilder experimentell entwickelt werden. Mit dieser mutigen künstlerischen und ingenieurtechnischen Lösung gelang Wilfried Beck-Erlang 1963 bis 1965 ein Prototyp für die später weit verbreitete differenzierte „Glasarchitektur“.

## Predigen

Mitten in einer Wohnsiedlung der 1950er Jahre steht ein schiefer Kegelstumpf, der in Gänze mit schindelartig verlegten Faserzementplatten bedeckt ist, daneben ein schalungsrauer Sichtbetonbau. Das katholische Gemeindezentrum Maria Regina in Fellbach wurde 1963 bis 1967 nach Plänen von Klaus Franz errichtet (Abb. 7). Die Eingänge in den Kegelstumpf der Kirche bilden drei Kuben, der Haupteingang wird durch ein freistehendes Vordach betont. Im Innern sind die Wände des Kegelmantels mit einem rauen Akustikputz in gebrochenem Weiß überzogen. Rötliches Kleinpflaster aus Granit bestimmt den Fußboden und schalungsrauer Sichtbeton die Einbauten in Kirche und Unterkirche. Die Altarzone wie auch die meisten Prinzipalstücke sind aus weißem Marmor. Das Tabernakel tritt als goldenes Ziergehäuse hervor. Kräftige Farben an Empore, Beichtstühlen usw. setzen muntere Farbakzente. Die Kirche gilt als bedeutendes Beispiel für die liturgische Entwicklung in der katholischen Kirche, die erst im zweiten Vatikanum ihren Höhepunkt fand. Neuartige Formen und hohe Materialästhetik werden beim Gemeindehaus durch kombinierte Funktionen ergänzt. Das Konzept sah neben Gemeindesaal und Gruppenräumen auch Wohnungen für den Pfarrer und den Hausmeister sowie Zellen für Nonnen vor. Franz Brümmendorf entwickelt die Architektur des 1965 entworfenen Gemeindezentrums St. Maria

in Ditzingen dagegen von innen nach außen (Abb. 8). Die Wand hinter dem Altar wird zur Skulptur. Die Wand ist trümmerhaft nach außen aufgebrochen und bildet Dreiecksnischen aus. Besondere Lichtführung und differenziertes Farbenspiel kennzeichnen die künstlerisch gestaltete Glasfassade, die außen durch die dunklen Rahmen hervortritt.

Die kantige Skulptur des Kirchturms aus Beton und Kupfer in Leonberg-Ramtel fällt schon aus der Ferne ins Auge. Die Baugruppe aus Turm, Kirche und Gemeinderäumen ist um einen Kirchplatz mit großer Freitreppe angeordnet. Die steigenden und fallenden Dachflächen betonen in Gegenbewegung die Stellung der Kirche am Hang. Den stützenlosen Innenraum mit spannungsvoller Lichtführung prägt das Zusammenspiel von rohem Sichtbeton, rötlichem Ziegellochstein und warmem Holz. Heinz Rall hat 1963 bis 1965 bewusst Holz im Kontrast zu den charakteristischen harten Materialien der 1960er Jahre wie Beton und Ziegelstein eingesetzt (Abb. 10). Altar, Kanzel und die gesamte Bestuhlung sind nicht fest montiert und ermöglichen so das Zusammenrücken von Theologen und Gemeinde.

## Lehren

Die Daniel-Straub-Realschule in Geislingen an der Steige zeichnet sich durch unterschiedliche Blickbezüge, differenzierte Lichtführung und Flexibilität in der Nutzung aus (Abb. 9). Materialien werden unverfälscht eingesetzt. Sichtbeton in einer Vielzahl von Schalungsvarianten steht im Vordergrund, kombiniert mit Holzverschalungen, Glas, Glasfasern, Fliesen und dem Metall der Geländer. Zentraler Aufenthaltsbereich ist der Lichthof mit seiner freitragenden, kristallin wirkenden Überda-

7 Schiefer, faserzementverkleideter Kegelstumpf der katholischen Kirche Maria Regina in Fellbach (Klaus Franz, 1963–1967)





8 Trümmerhaft aufgebrochene strukturierte Betonaltarwand in St. Maria in Ditzingen (Franz Brümmendorf, 1965).

9 Lichthof mit raumgreifender Treppenhausskulptur und kristallin wirkender Überdachung der Daniel-Straub-Realschule in Geislingen an der Steige (Veit Gmelich, 1964).

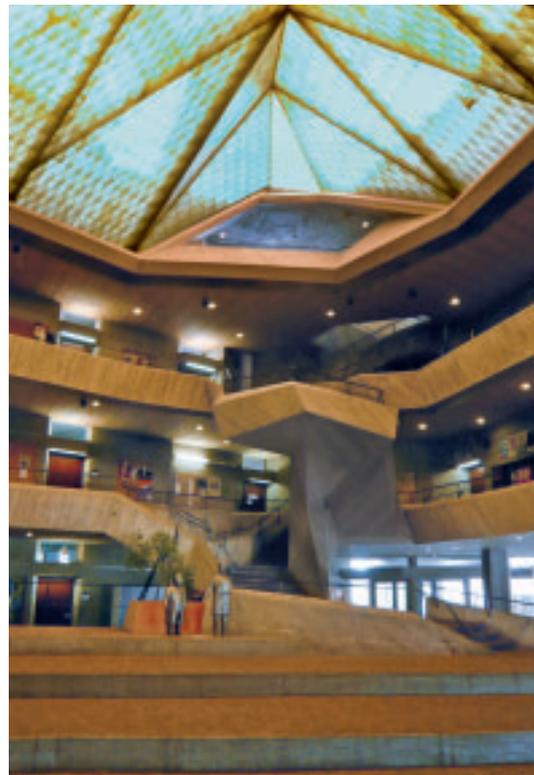
10 Holz in Kontrast mit Beton und Ziegelstein in der Versöhnungskirche in Leonberg-Ramtel (Heinz Rall, 1963–1965).



chung aus glasfasergestärkten Polyesterprismen. In dieser Halle wird das raumgreifende, skulptural gestaltete Treppenhaus zugleich zum Kommunikationszentrum der Schule. Der Geislinger Architekt Veit Gmelich hat in seinen Planungen 1964 bereits Tiefgaragenplätze für die Lehrer vorgesehen. Im vorgefertigten, modularen Systembau sind im Raum Stuttgart die beiden Architekten Günter Wilhelm und Günter Behnisch die führenden Kräfte. Weiter zu verfolgen und als Kulturdenkmal zu prüfen sind hier sicherlich Sonderlösungen wie die Nachbarschaftsschule in Berglen-Oppelsboom oder das Progymnasium auf dem Schäfersfeld bei Lorch, beide von Günter Behnisch. Auf die Erkenntnisse aus dem diesjährigen Projektauftrag zu Hochschulbauten darf man gespannt sein.

## Resümee und Ausblick

Die weitere Auswahl der Kulturdenkmale ist ein Prozess über einen längeren Zeitraum hinweg. Vorgegangen wird möglichst nach Baugattungen. Kontinuierlich ist das Landesamt für Denkmalpflege damit befasst, aus diesen wertvollen Grundlagen die Kulturdenkmale herauszuarbeiten. Die Zahl der Kulturdenkmale ist im Vergleich zu der Masse an Bauten, die in diesem Zeitraum entstanden sind, gering. Von 60 bauhistorisch gewürdigten Wohnungsbauprojekten im Regierungsbezirk Stuttgart sind beispielsweise nur elf Kulturdenkmale. Bei Verwaltungsbauten ist der Unterschied noch deutlicher: Von knapp 120 Bauten, auf die der architekturgeschichtliche Fokus gerichtet wurde, dürften es rund 15 Verwaltungsgebäude sein, welche die anspruchsvollen Kriterien für Kulturdenkmale in Baden-Württemberg erfüllen. Besonders augenfällig wird es im Kirchenbau: Im Regierungsbezirk Stuttgart sind zwischen 1960 und 1980 insgesamt mehr als 450 Kirchenbauten entstanden. Bei etwa 50 Bauten wird in den kommenden Jahren die Inventarisierung des



Referates Denkmalpflege eine vertiefende Prüfung durch Ortsbegehungen und weitere Recherchen unternehmen. Die Anzahl der Kulturdenkmale wird wiederum nur ein Bruchteil sein. Bei den Schulen und Hochschulen verhält es sich wohl ähnlich.

Die moderne und selbstbewusste Haltung der Architektur der 1960er und 1970er Jahre ist der erinnernden Würdigung wert und sollte nicht nur als „Bausünde“ gesehen werden. Damit zum „Klotz am Bein“ ein klares Nein.

## Literatur

Charta von Bensberg, in: Rheinische Heimatpflege, 50/1, 2013, S. 106.

Größer, höher, dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart, Stuttgart 2012.

Denkmalporträts von Edeltrud Geiger-Schmidt und Simone Meyder zu verdichteten Wohnungsbauten in Regierungsbezirk Stuttgart, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, Hefte 2/2011 bis 2/2012.

Simone Meyder/Karin Hopfner/Martin Hahn/Christina Simon-Philipp/Edeltrud Geiger-Schmidt: Verdichtete Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre. Ein Inventarisationsprojekt im Regierungsbezirk Stuttgart, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, 40/2, 2011, S. 87–94.

**Dr. Simone Meyder**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege